

# **Storylines and Blackboxes**

Autobiografie und Zeugenschaft in der Nachgeschichte  
von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg

Herausgegeben von  
Johanna Gehmacher und Klara Löffler

Beiträge des VWI zur Holocaustforschung  
Band 4

Herausgegeben vom Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (VWI)

new academic press, Wien 2017

Editorial Board des wissenschaftlichen Beirats  
Gustavo Corni/Dieter Pohl/Irina Scherbakowa  
(2013–2016)

Gefördert von:



**NATIONALFONDS**  
DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Alle Rechte vorbehalten

© 2017

new academic press

[www.academicpress.at](http://www.academicpress.at)

[www.vwi.ac.at](http://www.vwi.ac.at)

Lektorat: Verena Pawlowsky

Das VWI ersucht seine Autorinnen und Autoren ausdrücklich, sich um geschlechtsneutrale Formulierungen zu bemühen und gegebenenfalls die weibliche und die männliche Form anzuführen, hat sich aber gegen ein nachträgliches, rein formalistisches Gendern durch das Lektorat entschieden.

Das Ergebnis sind Texte, die in sich in dieser Frage mitunter etwas unterscheiden.

Titelblatt: Hans Ljung unter Verwendung eines Interviewtranskripts aus dem Beitrag von Judith Kestler

Druck und Bindung: Prime Rate, Budapest

Gestaltung: Hans Ljung

ISBN 978-3-7003-1984-9

*Johanna Gehmacher und Klara Löffler*

- Über erfahrene Gewalt erzählen –  
Formen und Konstellationen** 7  
Eine Einleitung

---

**Erfragte Erinnerungen**

*Sonja Knopp*

- Autobiografie, Trauma und Geschichte** 23  
Lebensgeschichtliches Erinnern und Gewalt in klinischen Videointerviews  
mit Überlebenden der Shoah in Rumänien und Transnistrien

*Grete Rebstock*

- Ein Leben und keine Worte** 47  
Erinnerungen ehemaliger NS-Zwangsarbeiterinnen und -Zwangsarbeiter  
aus der Sowjetunion

*Judith Kestler*

- Internierung erzählen – Gewalt erzählen?** 63  
Narrationsanalytische Perspektiven auf Interviews mit Besatzungsmitgliedern  
deutscher Handelsschiffe

---

**Erzählen, Berichten, Darstellen**

*Vida Bakondy*

- Verlust in Worten und Bildern** 85  
(Auto-)biografisches Erzählen über den Holocaust. Am Beispiel der  
Hinterlassenschaft von Fritzi Löwy (1910–1994)

*Arvi Sepp*

- Hermeneutik der Gewalt** 107  
Schreibpraxis und Narrative der Angst und Entbehrung in  
Victor Klemperers Tagebüchern

*Francisca Solomon*

- Vom Diesseits ins Jenseits des Dnisters** 129  
(Auto-)biografische und narrative Dimensionen jüdischer Schicksale

*Brigitte Entner*

**Eine Familie, zwei Sprachen, drei Erzähltypen** 149

Erinnerungen von Kärntner Sloweninnen und Slowenen an die NS-Verfolgung

*Bianca Patricia Pick*

**Das Ressentiment als Bestandteil literarischer Distanzierung** 175

---

**Vermittlungen, Vernutzungen**

*Anna Stemmann*

**(Bio-)grafisches Erzählen von Gewalt im Kontext des  
Zweiten Weltkrieges** 197

Erinnerungskulturelle Perspektiven auf Comics der 2000er-Jahre

*Gerda Klingeböck*

**Storyline, Rhizom, abgerissener Faden?** 221

Die Bearbeitung audiovisueller Lebenserzählungen mit massiven  
Gewalterfahrungen

*Jörg Skriebeleit*

**Das Verschwinden der Zeitzeugen** 241

Metapher eines Übergangs

**Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren** 259

Johanna Gehmacher und Klara Löffler

# Über erfahrene Gewalt erzählen – Formen und Konstellationen

## Eine Einleitung

Erfahrene Gewalt zu erinnern und zu erzählen, ist ein schwieriger und ein bedeutungsvoller Akt, der in der Nachgeschichte von Kriegen und in der Aufarbeitung verbrecherischer Regime in vielfacher Weise zum Tragen kommt. Er ist sowohl für die Erinnernden als auch für die Zuhörenden mit Ambivalenz behaftet, nicht nur, weil er Leiden und Schmerzen vergegenwärtigt, sondern auch, weil die Einordnung von Gewalterfahrungen in Sinnsysteme immer defizitär bleiben muss. In der Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus und mit der Geschichte des Zweiten Weltkrieges spielen Erzählungen über erfahrene Gewalt eine bedeutende Rolle. Sie tragen zur justiziellen Aufarbeitung bei, sie sind Gegenstand von Tradierungen und Konflikten zwischen den Generationen und Teil der Selbstverständigung politischer und sozialer Kollektive. Ihre Bedeutung als Zeugnisse im Kontext gesellschaftlicher, insbesondere national ausgerichteter Identitätskonstruktionen ist seit längerem Gegenstand differenzierter Reflexion und Theoriebildung. Dagegen blieb der auto/biografische Charakter vieler dieser Erzählungen bislang wenig beleuchtet – auch wenn gerade in jüngster Zeit angesichts des Umbruches vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis die Bedeutung und Geschichte der Figur des ‚Zeitzeugen‘ und das Verhältnis zwischen Zeithistorikern und Zeithistorikerinnen auf der einen und Zeitzeugen und Zeitzeuginnen auf der anderen Seite neu befragt wurden.

Gerade vor dem Hintergrund dieses Umbruches, der vom Wegsterben der Zeitzeugengeneration und von der Tendenz zur Universalisierung des Holocaustgedächtnisses gekennzeichnet ist, glauben wir allerdings, dass eine methodisch-theoretische Reflexion des Umgangs mit biografischen Narrativen zu erfahrener Gewalt am Kreuzungspunkt von Nach- und Gedächtnisgeschichte des Nationalsozialismus und Biografieforschung dringend geboten ist. Dies nicht zuletzt deshalb, weil ein großer Teil der heute in der Forschung verwendeten Interviewmaterialien nicht mehr von den Forschern und For-

scherinnen selbst erstellt wurde, sondern aus archivierten Beständen stammt, wie dies auch für die in diesem Band zur Diskussion gestellten Materialien gilt. Die Reflexion der Produktionskontexte und der formalen Gestaltung solcher Dokumente muss daher – wie dies für autobiografische und literarische Texte schon längst der Fall ist – einen großen Stellenwert in der Analyse erhalten.

Das Sprechen über Erfahrungen von Gewalt im Kontext des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges ist, so eine Ausgangshypothese des Call for Papers, den wir gemeinsam mit Éva Kovacs und Béla Rasky im Vorfeld des im Mai 2014 vom Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (VWI) in Kooperation mit dem Institut für Europäische Ethnologie und dem Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien veranstalteten Workshops formulierten, zumeist auch Teil eines individuellen Projekts der Autobiografie, das im Prozess des Lebenslaufs unterschiedliche Funktionen und Bedeutungen annehmen kann und sich daher immer wieder verändert, verdichtet und verschiebt. Anknüpfend an Konzepte der Erzählforschung ebenso wie der Oral History, sollten nicht nur spezifische autobiografische Praktiken und unterschiedliche Performanzen biografischer Narrative thematisiert werden, sondern es sollte vor allem auch nach den Konstellationen gefragt werden, in denen spezifische Muster des Autobiografischen und der Zeugenschaft zum Tragen kommen.

Mit diesem Call for Papers skizzierten wir Fragen, die auf eine historisch und sozial differenzierende Bestandsaufnahme des auto/biografischen Erzählens von erfahrener wie von ausgeübter Gewalt von Opfern und ebenso von Tätern und Täterinnen zielten. In den Nachgeschichten der Geschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges manifestieren sich Formen des Sprechens, Schreibens und Bebilderns, in denen historisch vermittelte kulturelle Muster des Autobiografischen in sozial variierenden Praktiken des Erzählens angewandt werden. Sie sind aber auch durch spezifische Medienlandschaften und Muster der Reduktion von Komplexität beeinflusst. Wir fragten nach Analysen auto/biografischer Erzählungen über Gewalt, nach der Auseinandersetzung mit den Inhalten des Erzählens ebenso wie nach der Erzählbarkeit/Nicht-erzählbarkeit und den Performanzen dieses Erzählens. Gleichzeitig forderten wir zur konsequenten Kontextualisierung dieser Nachgeschichten und Benennung der unterschiedlichen individuellen wie gesellschaftlichen, durchaus nicht immer in Einklang miteinander stehenden Rahmungen auf: Politisch initiierte Archivprojekte, pädagogische oder künstlerische Konzepte, aber auch medial sehr erfolgreiche TV-Formate von Interviews mit Zeitzeugen und Zeitzeuginnen können sich etwa mit biografischen und familiengeschichtlichen Ambitionen der Einzelnen treffen, diesen aber auch widersprechen.

Das Schreiben im wissenschaftlichen Feld erfährt selten so schnell und so direkt Resonanz wie dann, wenn ein Call for Papers für eine geplante Tagung verfasst wird. Ein derartig appellativer Text konturiert ein Phänomen als Thema wissenschaftlicher Kom-

munikation zumeist, indem er auf veränderte Perspektivierungen, vorhandene Leerstellen oder notwendige Revisionen – und damit auf verfestigte Strukturen ebenso wie auf unwägbara Dynamiken eines mehr oder weniger etablierten Forschungsbereiches – verweist. Auch wenn es häufig Zufällen geschuldet ist, ob und wie Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen auf ein Tagungsprojekt aufmerksam geworden sind und einen Vorschlag für einen Beitrag einsenden, so lassen sich doch – in vorsichtiger Annäherung – entlang der Resonanz Überlegungen über die Verfasstheit eines Forschungsbereiches anstellen.

Wir positionierten uns also in dem seit Jahren sehr aktiven Forschungsfeld zur Gedächtnisgeschichte der Shoah und der Nachgeschichte des Holocaust, indem wir bewusst zwei Erweiterungen setzten. Zum einen rückten wir die globale Dimension von Nachgeschichten in das Blickfeld: Eine differenzierte Diskussion über Erzählungen von Gewalterfahrungen des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges bedarf des Vergleichs von Erzählungen unterschiedlicher lokaler, nationaler, europäischer und außereuropäischer Provenienz – die dazu heute vorliegenden Quellenbestände sind deutlich durch die Logik transnationaler Großprojekte geprägt. Zum anderen wollten wir die Formulierung „Erfahrungen von Gewalt“ weit verstanden wissen und adressierten damit explizit auch die Erfahrung selbst ausgeübter Gewalt. Gerade dieser Aspekt aber wurde in den Einreichungen kaum aufgegriffen. Demgegenüber überwogen jene Entwürfe, die das Erzählen unterschiedlicher Opfergruppen zum Gegenstand der Forschung machen. Wir können nicht klären, worauf eine derartige Fokussierung in den Rückmeldungen letztlich zurückgeht, doch lässt sich fragen, ob und inwieweit sich hier Wechselwirkungen abzeichnen zwischen den Logiken von nationalen und transnationalen Archivierungsprojekten mit geschichtspolitischem und -didaktischem Auftrag, deren Sammlungen oftmals Ausgangspunkt der Forschung sind, und der Ausrichtung wissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Die Nachgeschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges jedenfalls ist nicht nur davon geprägt, was in den jeweiligen Gesellschaften wie erzählbar ist, sondern auch davon, was in diesen Gesellschaften wie von wem nachgefragt wird.

## Erfragte Erinnerungen

Die Historizität der Nachgeschichten des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges insbesondere in Hinblick auf Gewalterfahrungen erweist sich gerade auch darin, wie unterschiedlich mit klassischen Formaten der Betrachtung, Erforschung und Medialisierung dieser Geschichte umgegangen wird. In drei Beiträgen des vorliegenden, an die Diskussionen des Workshops *Storylines and Blackboxes. Konstellationen auto/biografischer Erzählungen über Gewalterfahrungen im Kontext des Zweiten Weltkrieges* anknüp-

fenden Bandes sind Befragungen von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen Ausgangspunkt der Analyse. An diesen Beiträgen wird eine deutliche Verschiebung der wissenschaftlichen, aber auch der medienkulturellen Perspektivierungen dieser Stimmen erkennbar. Die Idee vom Authentizitätsvorsprung mündlicher Zeugenschaft ist dem differenzierten Blick auf Inhalte und Kontexte eines immer auch autobiografischen und performativen Erzählens in einer Befragung gewichen – einem Blick, der die Beteiligung der jeweiligen Forscher und Forscherinnen am Prozess des Erzählens in die Analyse einbezieht.

Eine derartige raum-zeitlich verzögerte Nachfrage und deren Effekte stehen im Mittelpunkt des Beitrages der Historikerin Sonja Knopp. Sie unterzieht videografierte Befragungen, die innerhalb des klinischen Settings einer Studie zur Traumaforschung von einer Gruppe von israelischen und US-amerikanischen Psychiatern 2002/2003 durchgeführt worden waren, einer Analyse, die nach dem Verhältnis zwischen Selbstverlust im Prozess des Zeugnisablegens und Selbstermächtigung im biografischen Erzählen in einem Dreieck von Affekt, Symbol und Trauma fragt. In das Zentrum des Textes stellt Sonja Knopp Shmuel B., der zum Zeitpunkt der Interviews seit fast 50 Jahren im Krankenhaus lebte. Er wurde zu seinen lebensgeschichtlichen Erinnerungen insbesondere zu seinen Erfahrungen als Heranwachsender während der Shoah in Bessarabien und Transnistrien befragt. Wie sich im Blick nicht nur auf die angesprochenen Inhalte, sondern auch auf die leiblichen Dimensionen dieses Sprechens erweist, ist die Autorschaft, die sich hier in einem dialogischen Prozess zwischen zwei Personen, die fragten, und einer Person, die das erste Mal seit Jahrzehnten zu massiven Gewalterfahrungen befragt wurde, eine äußerst prekäre und bedrohte. Sonja Knopp führt an einer symptomatischen Interviewsequenz vor, wie in einer Befragung eine sekundäre Zeugenschaft der Befragenden wirksam wird und die Nachfrage nach Gewalterfahrungen hineinführen kann in ein Erzählen, das auf Gewalterfahrungen nur widerwillig eingeht und letztlich in einer Schuldumkehr der Täter-Opfer-Verhältnisse mündet.

Auch bei ehemaligen sowjetischen NS-Zwangsarbeitern und -Zwangsarbeiterinnen verhält es sich so, dass deren Erfahrungen von Leid und Repression mit 1945 nicht beendet waren und ihre Erinnerungen verspätet und nur in spezifischen Konstellationen (ab-)gefragt wurden. Die Historikerin Grete Rebstock zeigt entlang von Interviews der Teilsammlung *Russland* des 2005/2006 durchgeführten internationalen Forschungsprojekts *Zwangsarbeit 1939–1945*, wie die Erfahrungen, die ehemalige Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen als Zurückgekehrte machten, als welche sie im offiziellen sowjetischen Erinnerungs- und Heldendiskurs unter Generalverdacht gestellt worden waren, in den heutigen Erinnerungen über traumatisierende Gewalterfahrungen wirksam werden. Sowohl auf der individuellen wie auf der kollektiven Ebene zeigt sich, dass das Erinnern auch der Lebensgeschichte nach dem Kriegsende durch Imperative und Mechanismen des Schweigens geprägt war. Dieses Schweigen betrifft, so arbeitet Grete Rebstock heraus, vor allem das Erinnern von Frauen, die sexualisierte Gewalt allenfalls in Andeutungen

und Auslassungen in den Befragungen äußerten oder auch – im Fall von Zwangssterilisationen – dem Ehemann gegenüber gar nicht artikulieren konnten. Im Vergleich dazu diskutiert Grete Rebstock das Erinnern von befragten Männern, in dem sich Momente der Selbstermächtigung abzeichneten, wenn sie von den Qualifikationen sprachen, die sie im Laufe der Zwangsarbeit erwerben konnten – eine biografische Sinnkonstruktion, die dem Männlichkeitsentwurf entspricht –, während gleichzeitig Themen wie sexualisierte Gewalt, die auch männliche Zwangsarbeiter erfuhren, zur Gänze ausgespart blieben.

Um Selbstentwürfe im Zwiespalt dreht sich auch der Beitrag der Europäischen Ethnologin Judith Kestler. Sie führte Befragungen mit ehemaligen Seeleuten der deutschen Handelsmarine durch, die im Verlauf des Zweiten Weltkrieges gefangen genommen und interniert worden waren. Der Fokus ihrer narrationsanalytisch angelegten Studie liegt einerseits auf den von den Einzelnen vorgenommenen Deutungen und deren Positionierungen gegenüber der Internierung als einer Form der lozierenden Gewalt sowie andererseits auf den vielschichtigen Bedingungen des Erzählens in der Situation der Befragung sowie in Zeitgeschichte und Lebenslauf der Interviewpartner. Entlang exemplarischer Ausschnitte dreier Befragungen zeigt sie, dass diese Gewalt nur selten in den Zusammenhang traumatischer Erlebnisse gestellt wurde; vielmehr war das Sprechen insbesondere über die Gefangennahme auf See von Ambivalenzen geprägt – wurde doch diese Gefangennahme immer auch als Rettung definiert und in den Identitätsdiskurs eines seemännischen Verhaltenskodexes überführt, den auch die gegnerische Marine befolgte. In diesen wie anderen Thematisierungen der Stationen der Internierung wurde nicht ein Opferstatus, sondern ein Expertenstatus – als Zeuge für eine vergangene Epoche der Seefahrt – beansprucht. Internierung wurde als Bildungserfahrung und Initial einer erfolgreichen Berufskarriere in die biografische Gesamtdarstellung integriert. Unterstützt wurden diese Narrativierungen durch die entpolitizierenden und heroisierenden Formen der Geschichtsschreibung der Reedereien, für die die Befragten arbeiteten und denen sie sich nach wie vor zugehörig fühlten. Gewalterfahrungen wurden dagegen wenig thematisiert und in Vergleichen relativiert. Die Folie der eigenen Erzählungen, so kontextualisiert Judith Kestler in einem abschließenden Kapitel, waren immer auch zeitgeschichtliche Wissensbestände über die Situation auf Kriegsschauplätzen, vor allem aber über die Shoah und die deutsche Kriegsschuld.

Bei einer Lektüre dieser drei Untersuchungen im Hinblick auf autobiografische Entwürfe der jeweils Befragten lässt sich als eine gemeinsame Tendenz herausarbeiten, dass Gewalt als Thema die autobiografischen Kontinuitätskonstruktionen in je spezifischer Weise durchkreuzt und einen Bruch erzeugt. Dies muss nicht in jedem Fall so dramatisch sein wie bei Shmuel B., für den die Erfahrung extremer Gewalt den Verlust eines konsistenten autobiografischen Narrativs bedeutet, aber immer wieder zeigt sich, dass Gewalterfahrungen dort ausgespart oder in Sinnkonstruktionen eingeordnet werden, wo es die Kontinuität individueller Souveränität zu betonen gilt.

## Erzählen, Berichten, Darstellen

Die Entscheidung, erlittene Gewalt zu erzählen, sie durch Aufzeichnungen zu dokumentieren, in Bildern, autobiografischen Erzählungen oder literarischen Texten darzustellen, ist ein souveräner Akt gegenüber einer entmächtigenden Erfahrung. Dabei kommen die unterschiedlichsten Praktiken der Erinnerung und Strategien der Darstellung zur Anwendung, die in spezifischer Weise an zur Verfügung stehende kulturelle Formen anknüpfen. Dies zeigt auch die Auseinandersetzung der Historikerin Vida Bakondy mit den Erinnerungspraktiken von Fritzi Löwy. Die ehemalige Meisterschwimmerin des jüdischen Wiener Sportklubs S.C. Hakoah nutzte nach der Rückkehr aus dem Exil das ihr vertraute Medium des Fotoalbums, um ihrer zum Teil im Holocaust ermordeten, zum Teil ins Exil verstreuten Familienmitglieder zu gedenken. In den 1980er-Jahren erzählte sie überdies in einem lebensgeschichtlichen Interview ihre eigene Geschichte von Verfolgung, Flucht und Exil. Vida Bakondy fasst beide Formen der Erinnerung als „(auto-)biografisches Erzählen über den Holocaust“. Sie thematisiert die historische Bedeutung und Funktion von Fotoalben als privater Gedächtnisspeicher und verweist damit auf das große Potenzial einer bislang kaum untersuchten Quelle. In einer exemplarischen Analyse befragt sie die komplexen Darstellungsstrategien der Albumautorin und zeigt die spannungsreiche Beziehung zwischen Bildern und Textierungen auf, die zum Thema machen, was nicht in den Bildern gezeigt werden kann. Eine wichtige Rolle bei der Analyse von Fritzi Löwys Fotoalben spielt das archivierte lebensgeschichtliche Interview, das Vida Bakondy in einem zweiten Schritt vorstellt und im historischen Kontext seiner Entstehung im Zuge eines umfangreichen Dokumentationsprojekts in den 1980er-Jahren diskutiert. Sie fragt in ihrem Text nach individuellen Verarbeitungsmechanismen von Gewalterfahrungen und untersucht die so unterschiedlichen Formen der Artikulation und Vermittlung dieser Erfahrungen zum einen im Medium des Gesprächs, zum anderen im Medium des Albums.

Während Fritzi Löwy, deren Fotoalben nach einem erst wenige Jahre zurückliegenden Flohmarktfund zum Gegenstand historischer Forschung wurden, als Erinnerungsakteurin bislang öffentlich noch kaum sichtbar war, ist der Romanist Victor Klemperer, der aufgrund seiner Ehe mit einer Nichtjüdin als Jude im ‚Dritten Reich‘ überleben konnte, spätestens seit der Veröffentlichung seiner Analyse der gewalthaften Sprache des Nationalsozialismus in den späten 1940er-Jahren für seine pointierte Auseinandersetzung weithin bekannt. Basis seiner viel zitierten Untersuchung sind seine heimlich geführten, umfangreichen Tagebücher, in denen er während der gesamten NS-Zeit seine Erfahrungen und Beobachtungen dokumentierte. Anders als die Sprachuntersuchung *LTI. Notizbuch eines Philologen* wurden die Tagebücher ebenso wie die Lebenserinnerungen Klemperers erst in den 1990er-Jahren publiziert. Der Literaturwissenschaftler Arvi Sepp macht diese Tagebücher zum Gegenstand einer Untersuchung, in der er der

Frage nachgeht, wie sich der Zusammenbruch eines vertrauten Wertesystems in der individuellen Psyche eines Menschen niederschlägt. Sein besonderes Interesse gilt dabei Klemperers selbstreflexiven Aussagen und deren Funktionspotenzialen, die er in unmittelbarem Zusammenhang mit einer existenziellen Krisenerfahrung sieht. Er unterscheidet zwei – freilich miteinander verbundene – Funktionen der täglichen Notate. Sie folgten – das belegt Arvi Sepp zum einen – einer moralischen Erinnerungspflicht und waren darauf ausgerichtet, einer zukünftigen Leugnung der Gewalt entgegenzutreten. Zum anderen zeigt Arvi Sepp auf, dass das Tagebuchschreiben im Nationalsozialismus nicht nur zu einer existenziellen Überlebensstrategie werden konnte, sondern dass die Manuskriptblätter eines Tagebuchs – wie bei Klemperer – zu einem materiellen Substitut für die körperliche Existenz des Verfassers werden konnten, für dessen Bewahrung zumindest dieser Autor und seine Frau Eva Klemperer beträchtliche Gefahren auf sich nahmen.

Für die Alben von Fritz Löwy wie für die Notate von Victor Klemperer gilt, dass sie für den Autor und die Autorin vor allem Praxen der Erinnerung darstellten, mit denen sie an vertraute Formen der Aufzeichnung und Darstellung anknüpften. Wenn die Adressierung einer größeren Öffentlichkeit dabei keine explizite Intention darstellte, so verweisen die Strategien der Dokumentation doch auf die Möglichkeit einer späteren Verarbeitung und Veröffentlichung.

Eine Reihe von Beiträgen dieses Bandes fokussiert auf literarische Verarbeitungen selbst erfahrener extremer Gewalt, die sich an eine größere Öffentlichkeit richten. Die rumänische Germanistin Francisca Solomon beschäftigt sich mit autobiografischen Darstellungen des als ‚vergessener Holocaust‘ in die Geschichte eingegangenen Massenmords an rumänischen Juden und Jüdinnen. Sie skizziert zunächst die Geschichte anti-jüdischer Politik in Rumänien seit dem 19. Jahrhundert und diskutiert die historischen Debatten um die wechselvolle Politik des mit NS-Deutschland verbündeten Regimes gegenüber Juden und Jüdinnen, die zuerst in großer Zahl in das von Rumänien verwaltete Transnistrien deportiert und dort ohne Versorgung einem Massensterben ausgesetzt wurden. In einer späteren Phase des Krieges verweigerte der Diktator Ion Antonescu allerdings aus außenpolitischem Kalkül die Deportation der jüdischen Bevölkerung in nationalsozialistische Vernichtungslager. In Anlehnung an eine Forderung von James Young macht sich Francisca Solomon in ihrer Analyse literarischer Texte rumänischer Juden und Jüdinnen einen engen reflexiven Bezug auf die historischen Ereignisse zur Aufgabe. Dies erlaubt es ihr, Verschiebungen und Transformationen von Erfahrungen in den untersuchten Texten herauszuarbeiten. Zwei Begriffe spielen dabei eine besondere Rolle: die Nostalgie, mit der sie projektive Konstruktionen von ‚guten alten Zeiten‘ vor der Shoah zu fassen sucht, und das Trauma, das vielen Darstellungsmustern in den literarischen Texten zugrunde liegt. Solomon diskutiert dies exemplarisch an zwei Schriftstellern und deren immer wieder an die Bukowina und die dort begangenen Verbrechen gegen Juden und Jüdinnen erinnernden Werken. Der aus Leipzig stam-

mende Edgar Hilsenrath, als Jugendlicher mit seiner Familie nach Transnistrien deportiert, verarbeitete seine traumatische Jugend unter anderem im autobiografischen Roman *Die Abenteuer des Ruben Jablonski*. Anders als Edgar Hilsenrath wurde der auf Hebräisch publizierende Aron Appelfeld im deutschen Sprachraum weitaus weniger gelesen. Er überlebte als Kind nach der Ermordung seiner Mutter mehrere Jahre versteckt in den Wäldern und emigrierte nach dem Krieg als Jugendlicher nach Palästina – Erfahrungen, die er in der *Geschichte eines Lebens* verarbeitet. In ihrer vergleichenden Analyse der beiden Texte differenziert Francisca Salomon zwischen unterschiedlichen biografischen Erinnerungsmodellen und arbeitet insbesondere die differenten Verarbeitungsformen von Kindern und Erwachsenen heraus.

Die Historikerin Brigitte Entner thematisiert wie Francisca Solomon einen spezifischen Ereigniszusammenhang, sie fragt nach Darstellungen von Verfolgung und Widerstand der Kärntner Slowenen und Sloweninnen. Ihr Beitrag untersucht autobiografische Texte sowie eine literarische Verarbeitung der Geschehnisse, die es ihr erlauben, die Veränderung von Formen der Thematisierung im Wechsel der Generationen zu zeigen. Brigitte Entner beschäftigt sich am Beispiel der zweisprachigen Südkärntner Gemeinde Eisenkappel-Vellach/Železna Kapla-Bela mit Fragen der so prekären Gedenkkultur im nachnationalsozialistischen Österreich. Denn wiewohl die slowenische Bevölkerungsgruppe ab 1938 als nichtdeutsche Minderheit auf deutschem Reichsgebiet von einer immer radikaleren Politik kultureller Auslöschung betroffen gewesen war und ihre Angehörigen als tatsächliche und potenzielle Mitglieder bewaffneter Partisanengruppen Ziel brutaler Verfolgungsmaßnahmen durch die SS geworden waren, wurden die Kärntner Slowenen und Sloweninnen im Überschneidungsfeld des virulenten Deutschnationalismus in Kärnten mit dem österreichischen nationalen Opfernarrativ nach 1945 über lange Zeit aus dem öffentlichen Gedenken weitgehend ausgeschlossen. Wie die Betroffenen mit dieser Marginalisierung umgingen, welche Formen der Thematisierungen ihrer Gewalterfahrungen sie fanden, dies untersucht Brigitte Entner anhand mehrere Generationen der Familie Vinkl, von deren Mitgliedern verschiedene autobiografische Erinnerungen an Widerstand und KZ-Haft in slowenischer und deutscher Sprache vorliegen. Sie zeigt exemplarisch die Konflikte um das Sprechen, das Schweigen und die Sprache auf, die sich zwischen der deutschsprachigen Mehrheitsgesellschaft und den Kärntner Slowenen und Sloweninnen, aber auch zwischen den einzelnen Generationen der Familie Vinkl auftraten. An deren vorläufigem Endpunkt steht der inzwischen preisgekrönte Roman *Engel des Vergessens*, in dem Maja Haderlap, Enkelin bzw. Großnichte der beiden ersten Autobiografinnen der Familie, in einer breiten deutschsprachigen Öffentlichkeit die ihr übermittelte und verschwiegene Geschichte verarbeitet und zur Diskussion stellt.

Francisca Solomon und Brigitte Entner fokussieren auf historische Zusammenhänge, die in den jeweiligen offiziellen Geschichtspolitikern lange vergessen blieben. Sie verweisen damit auf die besondere Bedeutung von Autobiografie und individueller Zeugen-

schaft als widerständige Praxis, aber auch auf die besondere geschichtspolitische Last, die auf solchen Texten liegen kann.

Bianca Pick fokussiert aus literaturwissenschaftlicher Perspektive auf veröffentlichte autobiografische Texte, die Gewalterfahrungen unter nationalsozialistischer Herrschaft thematisieren, doch sie adressiert dabei nicht wie Francisca Solomon und Brigitte Entner einen politisch-geografischen Raum, sondern untersucht eine literarische Darstellungsweise, der eine spezifische politische Haltung zugrunde liegt. Sie setzt sich mit Beispielen der literarischen Distanzierung von entmächtigenden Erfahrungen auseinander und hebt dabei die Bedeutung von Jean Amerys Konzept des Ressentiments hervor, durch das der Autor nicht nur zu erlittenen Erfahrungen von Gewalt, sondern auch zu vorgeformten Opferrollen Distanz nimmt. Pick untersucht das Zusammenspiel von Ressentiment und Distanzierung in Amerys bereits in den 1960er-Jahren publizierten autobiografischen Essays, in Ruth Klügers 1992 veröffentlichtem autobiografischen Text *weiter leben*, in dem sie an Amerys Aufwertung des Ressentiments anknüpft, sowie in einem Text von Käthe Vordtriede, die nach ihrer Flucht aus NS-Deutschland ein autobiografisches Manuskript verfasste, das erst 1999 publiziert wurde. Pick analysiert, wie sich die beiden Autorinnen und der Autor durch distanzierende Haltungen einen Raum der Selbstbehauptung schufen und naiver Sentimentalisierung mit kritischer Reflexion entgegentraten. Mit dem Begriff einer „antiversöhnlichen“ Haltung, die sie in den von ihr untersuchten Texten ausgeprägt sieht, arbeitet sie eine spezifische Position heraus, die das Heraustreten aus der Passivität des verletzten Subjekts mit einer Praxis der kritischen Auseinandersetzung und der sachlichen, wiewohl nicht emotionslosen, Benennung von Gewalterfahrungen verband.

Mit ihrer Untersuchung der literarischen Figur des Ressentiments weist Bianca Pick nicht zuletzt auch auf eine grundsätzliche Spannung hin, von der autobiografische Erzählungen über erfahrene Gewalt gekennzeichnet sind: Sie müssen zugleich die Souveränität des Individuums und seine existenzielle Ausgesetztheit thematisieren – die literarische Distanzierung lässt sich vor diesem Hintergrund als eine Strategie zur Balancierung dieses Widerspruchs interpretieren.

## Vermittlungen, Vernutzungen

Die Nachgeschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges ist auch eine Geschichte der zunehmenden Präsenz dieses Themas in unterschiedlichen Öffentlichkeiten. Sie ist begleitet von der Ausdifferenzierung von Formen und Medien, die Gesellschaften nutzen, um diese historische Phase in ihre jeweiligen Erinnerungskulturen und Geschichtspolitiken einzugliedern. Die drei Aufsätze, die den Band beschließen, widmen sich unterschiedlichen Phasen, Rahmungen und Effekten dieser Medialisie-

rung. Den Anfang macht die Literaturwissenschaftlerin Anna Stemmann, die sich mit Comics beschäftigt, die Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg zum Thema machen und damit auf eine breite Rezeption zielen. An drei Beispielen unterschiedlicher Autorschaft zeigt sie auf, wie das Genre als räumlich sequenzialisierte Text-Bild-Kombination das Nebeneinander unterschiedlichster Erzählebenen und Gestaltungsformen erlaubt und die Darstellung von Linien und Chronologien ebenso wie das Entstehen von Assoziationen und fragmentarischen Eindrücken ermöglicht. Der Comic kommt damit der Logik des Erinnerens als einem vielschichtigen Konstruktionsprozess zwischen Vergangenheit und Gegenwart in besonderer Weise entgegen. Der Band *Der Boxer* von Reinhard Kleist geht auf die Biografie des Sohnes des jüdischen Boxers Hertzko Haft zurück, der als Jugendlicher von den Nationalsozialisten zu Boxkämpfen gegen Mithäftlinge gezwungen worden war und nach dem Krieg in die USA auswanderte. Kleist rahmt die rückblickenden Erzählungen des Vaters mit den Erinnerungen des Sohnes über den zeitweise gewalttätigen Vater und transformiert diese beiden Zeit- und Erinnerungsebenen in eine Comiciografie in holzschnittartiger Schwarz-Weiß-Ästhetik gerade auch der Gewaltszenen. Mit Michel Kichkas *Zweite Generation* erläutert Anna Stemmann einen Text, der durch die Erinnerungen und Perspektiven des Sohnes eines Holocaustüberlebenden geprägt ist. In diesem Band lässt sich kaum mehr zwischen eigener erzählter Gegenwart und Vergangenheit des Vaters trennen, überschneiden sich Gewalterfahrungen des Vaters im KZ mit den indirekten Gewalterfahrungen, aber auch den Reflexionen des Sohnes über sein eigenes Erzählen und Zeichnen. Auch Volker Reiche, der in *Kiesgrubennacht* seine Nachkriegskindheit und die strengen und gewalttätigen Erziehungsmethoden des Vaters und ehemaligen Nationalsozialisten in den Mittelpunkt stellt, verknüpft in seiner Darstellung Arbeits- und Erinnerungsprozess aufs Engste. Während in den Textteilen über Gewalt in sehr unterschiedlichen Perspektivierungen und Fiktionalisierungen erzählt wird, variieren die visuellen Strategien, auf die Anna Stemmann im Detail eingeht, weit weniger und folgen immer auch den Konventionen einer für das Genre typischen Ästhetik der Gewalt und Überzeichnung.

Im Beitrag der Historikerin Gerda Klingeböck stehen Transformationen autobiografischen Erzählens im Vordergrund. Als Mitarbeiterin des Centers für Digitale Systeme (CeDiS), das an der Freien Universität Berlin angesiedelt ist, war sie Teil eines Teams, das von 2008 bis 2011 mit der Produktion der DVD-Reihe *Zeugen der Shoah* betraut war: Auf Basis einer Auswahl von Videointerviews aus dem vielfältigen und heterogenen Fundus der Shoah Visual History Foundation sollten multimedial und interaktiv aufgebaute Unterrichtsmaterialien erstellt werden. Gerda Klingeböck führt in ihrem Beitrag vor, wie pädagogische und historiografische Zielsetzungen in ein bestimmtes Medium mit seinen Möglichkeiten, aber auch Begrenzungen übersetzt und in dieses integriert werden können.

Die Auswahl der autobiografischen Erzählungen hatte dabei nicht nur der inzwischen breit diskutierte Kritik an der Didaktisierung, Dekontextualisierung und Emotionalisierung der Aussagen von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen, sondern auch den Besonderheiten einer Materialsammlung Rechnung zu tragen, die unter den Vorzeichen eines spezifischen Gründungsnarrativs und Wissenschaftsverständnisses zustande gekommen war. Vor allem aber stellten sich grundsätzliche Fragen nach einem forschungsethisch reflektierten Umgang mit den Interviews und den interviewten Personen. Die Arbeitsgruppe, der Gerda Klingenberg angehörte, entschied sich dafür, starke, charismatische Erzähler und Erzählerinnen auszuwählen, die über ihre Erfahrungen als Kinder und Jugendliche berichteten. Als Ergebnis dieser Überlegungen, aber auch diverser Diskussionen mit Schülern und Schülerinnen präsentiert Gerda Klingenberg in ihrem Beitrag eine vierteilige DVD-Reihe und Lernsoftware, die zwölf Biografien in den Mittelpunkt stellt und sich in die Themenfelder *Fliehen*, *Überleben*, *Widerstehen* und *Weiterleben* aufteilt. Sie skizziert, wie Linien und Strukturen des jeweiligen Erzählens beibehalten, aber auch die Ebenen der Gestaltung (etwa Fragen der Interviewer und Interviewerinnen oder der Filmschnitt) erkennbar gemacht wurden. Besonders schwierig – dies diskutiert Gerda Klingenberg abschließend – waren die Abwägungen, was ausgeklammert, was beibehalten werden sollte, wenn Erzähler oder Erzählerinnen an die Grenzen des Sagbaren geraten waren und sich das Sprechen wie das Zuhören in hohem Maß emotional aufgeladen hatten.

Eine Inventur von Stationen der Funktionalisierung und Reduzierung individueller Opfergeschichten seit 1945 nimmt der Kulturwissenschaftler Jörg Skriebeleit vor. Er stellt die Konjunkturen der in öffentlichen Performanzen als Zeitzeugen präsentierten überlebenden Opfer der Shoah in die Kontexte politischer, medialer und wissenschaftskultureller Prozesse von sich verändernden Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik und einem sukzessive größer werdenden Feld der Public History. Jörg Skriebeleit beschreibt, wie die in der unmittelbaren Nachkriegszeit durch die Zentrale Jüdische Historische Kommission für Polen systematisch gesammelten Augenzeugenberichte vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Tendenzen des Schweigens verdrängt wurden. Mit dem Prozess gegen Adolf Eichmann, so führt er weiter aus, fand die mündliche und emotionalisierende Geschichtserzählung als zentrales Moment der Zeugenschaft in die Prozessführung Eingang, wurde aber auch (etwa von Hannah Arendt) skeptisch kommentiert. Eine neue Dimension gewann die Medialisierung des Erzählens von Zeugen und Zeuginnen mit dem Filmprojekt *Shoah* des Franzosen Claude Lanzmann, das in seiner Komposition die Beziehung zwischen Geschichte und Zeugenschaft anschaulich macht, in der Rezeption aber als Monumentalwerk über die Geschichte der Ermordung der europäischen Juden instrumentalisiert wurde. Als einen Wendepunkt im Umgang mit persönlichen und subjektiven Erzählungen von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen beschreibt Jörg Skriebeleit die Bewegung basisorientierter Geschichtswerkstätten und

kritischer Geschichtswissenschaft, im Zuge derer die mündliche Befragung zur wissenschaftlichen Methode und zum politisch-pädagogischen Medium avancierte. Während sich aber im wissenschaftlichen Feld ein kritischer Diskurs über den Umgang mit autobiografischen Erzählungen entwickeln konnte, steigerte sich die Funktionalisierung des Zeitzeugen seither in den Medien und Genres des Histotainment, in Ausstellungen und Gedenkveranstaltungen ebenso wie in TV-Formaten zu einer Vernutzung als öffentliche Figur. Nur eine systematisch kritische wie auch anwendungsbezogene Reflexion der Medialisierung von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen und deren Erzählungen, gerade auch in Einrichtungen wie KZ-Gedenkstätten, könne – dies skizziert Jörg Skriebeleit abschließend – dieser Entwertung individuellen Erinnerens entgegenwirken.

Diese drei um Fragen der Vermittlung kreisenden Texte machen deutlich, dass jeder geschichtspolitische Einsatz biografischen Materials unweigerlich von Zuspitzungen, Reduktionen und Vernutzungen begleitet ist, die es zu analysieren und kritisch zu reflektieren gilt. Während das autobiografische Erzählen aufgrund seiner emotionalen Qualitäten zum selbstverständlichen, ja zentralen Format einer pädagogisch aufgeladenen Geschichtsvermittlung wurde, ist gleichzeitig zu beobachten, dass die Erzähler und Erzählerinnen selbst hinter diesen Neuformatierungen und Konventionalisierungen ihrer Lebensgeschichte zunehmend verschwinden.

## Zwischen Disziplinen

Die Fragen, die der vorliegende Band stellt, speisen sich aus allgemeinen literatur- und kulturwissenschaftlichen Perspektiven ebenso wie aus speziellen Herangehensweisen der Europäischen Ethnologie und der Zeitgeschichte. Es sind diese und eine Reihe weiterer Fächer, in denen – jeweils mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten und Instrumentarien – das Verhältnis von Gewalt, Erfahrung und Erzählung thematisiert wird. Der verhandelte Gegenstand fügt sich nicht der Logik *einer* Disziplin, und so war es uns ein Anliegen, Kollegen und Kolleginnen aus unterschiedlichen Fächern ins Gespräch miteinander zu bringen. Dieses Unternehmen ist freilich nicht ohne Hürden und Risiken, fordert es doch von allen Seiten besondere Anstrengungen im Umgang mit Begriffen und disziplinären Selbstverständlichkeiten, hohe Aufmerksamkeit für die disziplinären Kontexte der jeweils verwendeten theoretischen Konzepte und methodischen Apparate wie auch für die Reichweite der formulierten Thesen.

Wenn wir in diesem Band nach Formen des Erzählens fragen und Konstellationen untersuchen, in denen spezifische Berichte, Erzählungen und Darstellungen möglich werden, so haben wir den Begriff der „Form“ als Provisorium gewählt, das der Tatsache Rechnung trägt, dass Grundbegriffe wie „Genre“ oder „Format“ in den jeweils mit Texten und Bildern befassten Wissenschaften kontrovers diskutiert werden. Denn es geht

uns nicht um die Zuspitzung fachinterner Diskussionen, sondern um die Sichtbarmachung von Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Disziplinen in ihrer Auseinandersetzung mit Thematisierungen von Gewalterfahrungen. In ähnlich provisorischer Weise verstehen wir alle hier versammelten Formen der Darstellung – auch wenn sie Bilder und Zusammenstellungen von Bildern enthalten – als „Erzählungen“. Im Begriff der „Konstellationen“ schließlich wollen wir vorläufig die Bedingungen des jeweiligen Erzählens fassen und damit an ein von Theodor W. Adorno skizziertes Programm erinnern, an eine Methodik, die Phänomene in ihren angestammten, aber immer auch wechselnden und widersprüchlichen Zusammenhängen aufschlüsselt und dazu auffordert, systematisch immer wieder neue Kombinationen aufzubauen und Konstellationen zu erschließen und zum Gegenstand der Analyse zu machen. „Konstellationen“ also bleiben undeutlich und können nie vollständig erschlossen werden. Doch mit Begriff und Programm ist auf die Notwendigkeit verwiesen, das auto/biografische Erzählen wie auch die kulturellen Formen, die dieses Erzählen unterstützen oder verweigern, in Wechselbeziehungen zu erforschen: in historischen und sozialen Konstellationen. Der Blick richtet sich damit nicht zuletzt auf die gesellschaftlichen Strukturen und kulturellen Rahmungen, in denen Erzählungen stattfinden, auf die historischen Situationen und Ereigniszusammenhänge, die sie evozieren oder begrenzen, sowie die individuellen Verortungen und sozialen Bezugssysteme, in denen sie realisiert werden.

Mit der Privilegierung der Begriffe „Form“, „Erzählung“ und „Konstellation“ zielen wir nicht auf begriffliche Vereinfachung oder gar Vereinheitlichung, sondern hoffen, die Diskussion über Wege der Verständigung und Übersetzung zwischen den jeweils fachspezifischen Perspektiven und Begrifflichkeiten voranzubringen. Dabei gilt es freilich, nicht nur zwischen unterschiedlichen Fachtraditionen und je spezifischen, oft kaum mehr reflektierten Selbstverständlichkeiten zu übersetzen, sondern vielmehr ein Phänomen zu adressieren, das die Kulturwissenschaftlerin Mieke Bal so treffend mit dem Begriff der *travelling concepts* charakterisiert hat. Die Entlehnung von Begriffen und Konzepten aus jeweils anderen Disziplinen befördert nicht selten neue, oft außerordentlich produktive Perspektiven auf die eigene Forschungsfrage. Gerade in thematischen Feldern, an denen viele Disziplinen partizipieren, ist daher der Blick über den Zaun disziplinärer Grenzen weit verbreitet. Dies schafft freilich nicht notwendigerweise eine gemeinsame Sprache, sondern lässt vielmehr oft sehr unterschiedliche Aspekte ein und desselben Konzeptes hervortreten, sodass die von mehreren Disziplinen geteilten Begriffe oft mehr Verwirrung stiften als unterschiedliche Fachsprachen. Dem mag entsprechen, dass der Aufforderung zur Selbstverortung in einer Disziplin oft mit Missbehagen begegnet wird. Möglicherweise spielen dabei strategische Überlegungen im Qualifizierungsprozess eine Rolle, vielleicht ist aber auch die Schwierigkeit, die darin liegt, sich mit Unschärfen des eigenen Arbeitens schriftlich auseinanderzusetzen, ein Grund.

## Autobiografie und Zeugenschaft

Spezifische Konstellationen – ein Ort, ein Zeitpunkt, die Art des Verhältnisses zu den Adressaten und Adressatinnen – erzeugen spezifische Modi des Erzählens, die selbst nicht ohne Geschichte sind. Das wird deutlich, wenn man jene beiden kulturellen Formen in den Blick nimmt, die in der Auseinandersetzung mit Gewalterfahrungen im Kontext des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges besondere Bedeutung erlangt haben, die der Autobiografie auf der einen Seite und die des Zeugnisses auf der anderen Seite. Beide haben weit zurückreichende Traditionen in der europäischen Kulturgeschichte, beide erzeugen je spezifische Aussagemöglichkeiten. Wer autobiografisch erzählt, hat damit eine spezifische Agenda, partizipiert an Ideen wie Individualität und subjektiver Autonomie und transportiert so eine ganz bestimmte Vorstellung vom Einzelnen im Kontext des Sozialen. Dies kann nur mit formalen Elementen geschehen, die kulturell zur Verfügung stehen: Die Autobiografie hat über die Jahrhunderte eine verbindliche Form entwickelt, die infrage gestellt, auf die aber immer wieder auch zurückgegriffen werden kann.

In ähnlicher Weise gilt dies auch für das Zeugnis. Es verweist auf den hochformalisierten Kontext der Gerichtsverhandlung, aus dem es Verbindlichkeit, seinen Ethos der Wahrhaftigkeit und seine gesellschaftliche Relevanz bezieht. Die Form des Zeugenberichts hat sich freilich über diesen engeren sozialen Kontext hinaus entwickelt, und die Zeugenschaft hat eine spezifische Funktion in der Verhandlung gesellschaftlichen Gedächtnisses erhalten, die nicht zuletzt in den mit dem Begriff „Zeitzeuge“/„Zeitzeugin“ verbundenen, auf Referenzialität zielenden Geltungsansprüchen zum Ausdruck kommt.

Ein Ausgangspunkt für den vorliegenden Band war nun die Beobachtung, dass diese beiden so unterschiedlichen Formen – die Autobiografie und das Zeugnis/der Zeugenbericht – in der erinnerungskulturellen Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg in einer, wie uns scheint, weitgehend unreflektierten Weise koexistieren, sich immer wieder vermischen, miteinander interagieren und auch spezifische Interferenzen erzeugen. Nicht selten findet man die beiden Begriffe synonym gebraucht, und tatsächlich ist es oft nicht leicht, einen Sprechakt oder ein Schreibhandeln eindeutig einer Form zuzuordnen. Wir glauben, dass diese Unschärfe symptomatisch ist und dass sie etwas mit der Erfahrung von Gewalt zu tun hat.

Es war uns daher ein Anliegen, die mit solchen formal brüchigen Erzählungen verbundenen Interaktionen und Interferenzen zum Sprechen zu bringen und die Diskussion darüber anzuregen, was die Gleichsetzung von Unterschiedlichem so plausibel macht und in welchen spezifischen Konstellationen und mit welchen Effekten die Formen Autobiografie und Zeugnis zueinander in Beziehung treten. Dies erfordert freilich komplexe Anstrengungen der Kontextualisierung. So gilt es in der Analyse autobiogra-

fischer Erzählungen nicht nur, die historischen Kontexte von Ereigniszusammenhängen zu untersuchen, die im Text angesprochen sind, ebenso sehr muss die historische Konstellation, in der etwas erzählbar wird, reflektiert werden. Wie interagieren historischer Kontext und Erzählkonstellation einer autobiografischen Erzählung über erfahrene Gewalt? Häufig, so lässt sich beobachten, ändert sich die Form der Erzählung dann grundlegend, wenn die Erfahrung von Gewalt ins Spiel kommt. Bewirkt einerseits die Darstellung von Gewalt, dass die autobiografische Erzählung zum Zeugnis wird, so kann andererseits der Modus des Autobiografischen als einzige Möglichkeit erscheinen, erlittene Gewalt beschreibbar zu machen.

Wichtig erschien es uns in diesem Zusammenhang daher, die gravierenden Effekte des formalen Rahmens auf das, was erzählt wird, im Auge zu behalten. Denn spezifische kulturelle Formen des Erzählens ermöglichen und begründen nicht nur etwas – z. B. subjektive Identität durch die narrative Linie der Autobiografie oder den Anspruch auf Einschreibung ins gesellschaftliche Gedächtnis durch den mit dem Zeugnis verbundenen Anspruch auf Referenzialität –, sie begrenzen auch, was erzählbar ist, und definieren so, was es nicht ist. Und so eröffnen Autobiografie und Zeugnis in der Auseinandersetzung mit der existenziellen Erfahrung von Entmächtigung, die erlittene Gewalt immer bedeutet, auch unterschiedliche, freilich in jedem Fall begrenzte Möglichkeiten der Narrativierung.

Alle im Band versammelten Sondierungen in der Nachgeschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges zeigen, dass individuelles Erzählen über Gewalt immer wieder mit gesellschaftlichen Funktionalisierungen dieses Erzählens verbunden ist und dass diesem Erzählen je nach historischer Konstellation einmal deutlicher der Charakter einer Autobiografie, einmal mehr der eines Zeugnisses zugeschrieben wurde und wird. Mit dem Tod der Erzähler und Erzählerinnen gehen die abgefragten, archivierten, vielfach medialisierten Erzählungen zur Gänze in den Gebrauch der Gesellschaften über. Zu vermuten ist, dass diese Erzählungen damit immer mehr als Zeugnisse essenzialisiert werden und dass demgegenüber immer mehr das Bewusstsein zurücktritt, dass es sich hier um autobiografische Texte und Bilder handelt, die von jeweils unterschiedlichen, im Verlauf der Lebensgeschichte variierenden Perspektivierungen bestimmt sind.

Mit Texten umzugehen, die nicht nur aus mehreren Disziplinen mit unterschiedlichen Begriffsapparaten stammen, sondern auch eine ganze Reihe politischer, kultureller und sprachlicher Kontexte adressieren, ist eine außerordentlich spannende, aber auch herausfordernde Aufgabe. Verena Pawlowsky ist uns dabei als überaus kompetente Lektorin des VWI zur Seite gestanden. Für die souveräne und umsichtige Betreuung dieses Bandes möchten wir ihr an dieser Stelle ausdrücklich danken.